

man besser an dafür qualifizierte Einzelpersonen delegiert. Man wird aber auch die Frage, was Professoren, wissenschaftliche und sonstige Mitarbeiter sowie Studenten an fachlicher Kompetenz für die Entscheidungsfindung beitragen können, von dem völlig andersartigen Problem zu trennen haben, wie die persönlichen Interessen der verschiedenen Mitglieder einer Universität zu wahren sind. Beide Problemfelder sind wohl nur in getrennten Verfahren adäquat lösbar.

Eine solche Weiterentwicklung unserer Hochschulstruktur bedarf jedoch noch gründlicher Überlegung und einer eingehenden Diskussion unter den Betroffenen. Zu überstürzter Reform ist kein Anlaß. Wie die Erfahrungen der letzten Jahre an den bayerischen Hochschulen gezeigt haben, kann guter Wille der Beteiligten auch in mangelhafter Organisationsform das sachlich Notwendige fördern. Jedenfalls habe ich nicht den Eindruck, daß unsere Hochschulen noch immer vornehmlich damit beschäftigt sind, Gruppenegensätze auszutragen.

Ich habe hier einige Probleme aufgezeigt, vor denen die Hochschulen in den nächsten Jahren stehen. Das Hauptproblem bleibt die Tatsache, daß eine schwierige finanzielle Lage des Staates zusammentrifft mit dem stärksten Studentenandrang, den die Hochschulen bisher verkraften mußten. In dieser Situation ein hohes Niveau von Lehre und Forschung zu halten, erfordert verstärkte Anstrengungen aller Hochschulmitglieder. Wir können diese Notsituation nur bewältigen, wenn wir uns ein bequemes Anspruchsdenken abgewöhnen. Bei jedem Problem nach dem Staat zu rufen, er möge als Nothelfer mit reichen Gaben erscheinen, ist nutzlos. Die reichen Gaben sind nicht mehr finanzierbar. Wir sind auf uns selbst angewiesen, auf Eigeninitiative, Phantasie, auf die Kunst zu improvisieren, auf den Willen, durch Eigenleistung aus einer schwierigen Situation das Bestmögliche zu machen. Wenn wir uns auf diese Fähigkeiten besinnen und auf die Solidarität aller Hochschulmitglieder, dann können aus den schwierigen achtziger Jahren durchaus schöpferische Jahre werden.

## Deutschland 1944

### Erinnerungen

*Von Bischof Friedrich Maria Rintelen*

Ein Vikar Grebe in Lippstadt hatte bei der Witwe eines Arztes Dr. Teutsch einen Hausbesuch gemacht. Dabei hatte er dieser Frau gesagt, die militärische Lage sei hoffnungslos. Wenn die Regierung noch Verantwortungsgefühl besäße, würde sie zurücktreten und einer neuen Regierung Platz machen, damit diese versuche, noch irgendwie zu einem Frieden zu kommen. Im Nebenzimmer saß eine Abiturientin, eine Tochter von Frau Teutsch, stenographierte die Äußerungen des Vikars mit und brachte diesen Text zur Kreisleitung. Der Vikar wurde dort vorgeladen und mit 300,- RM Sühnegeld bestraft. Kurz darauf reiste er in seine sauerländische Heimat und machte dort ähnliche Bemerkungen wie in Lippstadt. Sie kamen dem Ortsgruppenleiter zu Ohren. Der Vikar wurde angezeigt, verhaftet und zum Volksgerichtshof nach Berlin

gebracht. Wir erkundigten uns in Berlin nach einem Rechtsanwalt, der die Verteidigung Grebes übernehmen könnte. Es wurde uns ein Rechtsanwalt Behling empfohlen. Er war SS-Mann und ohne Zweifel ehemaliger Korpsstudent mit großen Schmissen im Gesicht. Am 6. November 1944 machte ich mich auf den Weg nach Berlin, um diesen Rechtsanwalt aufzusuchen. Der Zug in Paderborn war überfüllt. Mit Hilfe von zwei Soldaten bin ich durch ein Fenster in den Zug eingestiegen. Die Fahrt bis Altenbeken dauerte 1½ Stunden. In Magdeburg habe ich übernachtet. Früh wollte ich mit einem D-Zug nach Berlin weiterfahren. Der D-Zug blieb aus, statt dessen kam schließlich ein Personenzug. In Berlin wollte ich zunächst Bischof Wienken, der als Verbindungsmann zur Reichsregierung und den Ministerien tätig war, aufsuchen. Er wohnte bei St. Matthias. Ringsum war alles zerstört. Ich habe ihn leider nicht angetroffen, aber bei den Schwestern ein Quartier gefunden. Wo sollte man sonst auch im zerstörten Berlin bleiben? Dann besuchte ich Rechtsanwalt Dr. Behling; seine Auskünfte waren nicht gut. Der Volksgerichtshof sei immer streng, besonders bei Akademikern, noch mehr bei Geistlichen, ganz besonders bei katholischen Geistlichen wegen ihres Einflusses auf die Bevölkerung. Öffentlichkeit einer Äußerung sei gegeben schon bei Äußerungen einem einzigen Menschen gegenüber. Es sei auch nicht der Tatbestand einer »Untergrabung der Wehrmacht« für ein Todesurteil erforderlich, sondern die »Untergrabung der Wehrkraft des Volkes« genüge schon. Defätistische Äußerung einem einzigen Menschen gegenüber schwäche die Wehrkraft. Die Urteile des Volksgerichtshofes lauteten fast nur auf die Todesstrafe, gelegentlich gebe es auch einen Freispruch. Da Behling noch keine Bevollmächtigung zur Verteidigung hatte und nicht wußte, ob er sie überhaupt bekäme, räte er mir, zum Amtsverteidiger Rechtsanwalt Alsdorf in Berlin-Lichterfelde/Ost zu fahren. Wahrscheinlich habe dieser sich mit dem Fall noch gar nicht befaßt. Dieser Rechtsanwalt würde Officialverteidiger sein, falls er, Behling, keine Bevollmächtigung mehr erhalte: Ich kam in der Dämmerung an in Berlin-Lichterfelde. Es war eine tote, ausgebrannte Villenstadt. Die Alleestraßen waren vom herbstlichen Laub dicht bedeckt, es war neblig und regnerisch. Rechtsanwalt Alsdorf war ein alter Herr, übermüdet. Er bat mich, zunächst zu warten, bis er zu Abend gegessen habe. Die Anklage durfte er mir nicht verlesen. Seine Auskunft lautete ähnlich wie die bei Behling. Wenig Hoffnung! Er versprach, mir Nachricht über den Verhandlungstermin zukommen zu lassen. Zum Schluß fragte ich ihn, was ich für die Beratung schuldig sei, ich möchte das gleich erledigen. Er erwiderte mir, ich komme doch aus Westfalen, ob ich ihm nicht ein Schwarzbrot schicken könne! Ich versprach, es zu versuchen, und würde es auch wohl tun können. Den Rückweg mußte ich in völliger Dunkelheit machen, bei strömendem Regen, Schmutz und Pfützen in den Straßen. Bei den Schwestern im Pfarrheim von St. Matthias konnte ich wieder übernachten. Auf dem Rückweg war ich noch einmal in Magdeburg, machte dort einen Besuch beim Konsistorialpräsidenten – es war der später mir sehr nahestehende Dr. Kreyssig – und beim Generalsuperintendenten.

Der Dom in Magdeburg war von einem Fliegerangriff stark mitgenommen. Der Grund meines Besuches war, mich für die Überlassung der evangelischen Kirchen zum Gottesdienst für die aus dem Westen in das Magdeburger Gebiet eingeströmten Flüchtlinge zu bedanken. Für diese Flüchtlinge wurde zunächst der Gottesdienst in Sälen gehalten; dann aber verboten die Nationalsozialisten den Gottesdienst in Sälen, weil ein Saal für Gottesdienste kein würdiger Raum sei! Daraufhin stellte die evangeli-

sehe Kirche ihre Kirchen für die Flüchtlinge zur Verfügung. Die Rückreise von Magdeburg nach Paderborn erfolgte in einem Abteil mit zerstörten Fenstern. Die Not der Flüchtlinge in den Zügen war grauenhaft. Es waren schon Flüchtlinge, die aus Ostgebieten kamen. Am 11. November traf die Nachricht von Rechtsanwalt Alsdorf ein, daß der Termin gegen Grebe für den 16. November festgesetzt sei. Akten für den Fall Grebe befanden sich bei einem Rechtsanwalt Disse in Schwerte. Nun lag uns viel daran, diese Akten noch nach Berlin zu bringen. Telefonverbindungen waren aber kaum noch herzustellen. Nur durch persönliche Verbindungen zu Beamten des Postamtes in Paderborn und durch deren Hilfe konnte ich das Pfarramt in Schwerte telefonisch erreichen. Von dort sollte jemand Rechtsanwalt Disse veranlassen, die Akten zum Falle Grebe sofort durch einen Boten nach Paderborn zu schicken, damit ich sie dann durch einen Boten weiter nach Berlin befördern lassen konnte. Am 12. November erhielt ich von Rechtsanwalt Disse die Nachricht, die Akten seien beim Fliegerangriff verbrannt. Domkapitular Völker fuhr dann am 13. 11. nach Berlin, um mit dem Rechtsanwalt zu überlegen, ob eine Verschiebung des Termins zu erreichen sei. Aber es blieb bei dem 16. 11. Die Verhandlung vor dem Volksgerichtshof hat Domkapitular Völker mitgemacht. Sie war nur kurz und endete mit dem Todesurteil gegen Vikar Grebe. Völker hat nach dem Urteil Grebe für wenige Minuten sprechen können. Er berichtete, ihnen beiden hätten die Tränen in den Augen gestanden. Grebe sei schon sehr abgemagert und abgehärtet gewesen. Auf dem Flur habe eine Frau gestanden, die habe in ihrem Beutel ein Butterbrot gesucht und das dem zum Tode Verurteilten in die Hand gesteckt. Grebe habe mit Heißhunger sofort dieses Butterbrot verzehrt. Einige Tage nach der Verurteilung Grebes bin ich wieder nach Berlin gefahren, um mich bei Rechtsanwalt Behling nach der Möglichkeit eines Gnadengesuches zu erkundigen. Behling erklärte mir, die Verurteilung Grebes sei ein Justizskandal gewesen. Die Äußerungen Grebes in seiner sauerländischen Heimat seien überhaupt nicht verhandelt worden, weil kein Zeuge aus dem Dorfe beim Volksgerichtshof eingetroffen sei. Es sei dann nur die Angelegenheit Lippstadt verhandelt worden. Als Zeugin sei die Tochter der Frau Dr. Teutsch dagewesen. Der Volksgerichtshof habe nun über eine abgeurteilte Sache neu verhandelt und eine Sache, die zunächst mit 300, – RM Geldstrafe bestraft worden sei, mit einem Todesurteil geahndet! Das sei für die deutsche Justiz ein unerhörter Fall. Er habe einen Freund im Justizministerium, einen Oberlandesgerichtsrat, mit dem würde er sprechen, und der müsse eine gute Stunde abwarten, wo der Justizminister ansprechbar sei. Wenn es diesem Oberlandesgerichtsrat gelänge, den Justizminister zu bewegen, in diesem Fall ein Gnadengesuch an den Führer zu richten, würde der Führer dieses Gnadengesuch an die Gauleitung geben. Wenn jemand vor den Volksgerichtshof komme, heiße es immer, die Gauleitung verlange den Kopf dieses Mannes. Sollte es gelingen, den Justizminister zu einem Gnadengesuch zu bewegen, würde er, Rechtsanwalt Behling, mir sofort eine Nachricht zukommen lassen. Es sei dann meine Sache, bei dem Gnadenbearbeiter der Gauleitung für gutes Wetter zu sorgen. Wenn die Gauleitung das Gnadengesuch befürworte, würde der Führer wahrscheinlich eine Begnadigung aussprechen. Wirklich kam nach einigen Wochen von Behling die Nachricht, ein Gnadengesuch an den Führer sei abgegangen. Ich brachte in Erfahrung, daß die Gnadensachen bei der Gauleitung in Händen eines Herrn Göbbels lagen. Die Gauleitung war inzwischen von Bochum wegen der Fliegerangriffe nach Wetter verlegt. Ich bin gleich nach Wetter gefahren – es war kurz vor Weihnachten –, traf dort aber den Gnadenbearbeiter nicht an. Es wurde

mir gesagt, daß fast alle Herren der Gauleitung zu »Weihnachtsfeiern« abgefahren seien, natürlich zu Feiern ohne religiösen Charakter. Nach Weihnachten mußte ich erneut nach Wetter fahren und traf dort Göbbels an. Ob er ein Verwandter des Propagandaministers war, kann ich nicht sagen. Immerhin stammte er ohne Zweifel aus dem Rheinland. Göbbels erklärte mir, er habe Verständnis dafür, daß ich als Vorgesetzter mich um eine Begnadigung eines meiner Untergebenen bemühe, daß wir aber in einer ersten Zeit lebten und man nicht hinter jeden Geistlichen einen Beamten als Aufpasser stellen könne. Ein Geistlicher müsse wissen, was er sagen dürfe und was nicht. Ein Gnadengesuch läge bei der Gauleitung bis jetzt nicht vor. Er könne mir auch keine Versprechungen machen, nur wolle er mir zusichern – nachdem ich den ganzen Sachverhalt eindringlich dargelegt hatte –, daß er die Angelegenheit, wenn sie auf seinen Tisch käme, ernstlich prüfen wolle. Mehr könne er mir nicht versprechen. Nach langen Wochen erhielten wir die Nachricht, ich glaube sie kam von Rechtsanwalt Behling, daß Vikar Grebe vom Führer zu sieben Jahren Zuchthaus begnadigt worden sei. Später, nach seiner Befreiung durch die einmarschierenden Russen, hat Vikar Grebe mir erzählt, daß er monatelang in der Zelle auf die Hinrichtung gewartet habe. Jeden Montag seien rechts und links aus den Zellen Todeskandidaten zur Hinrichtung geholt worden. Jedesmal habe er geglaubt, daß er nun auch dabei sei. Er habe in seiner Zelle gegessen, angetan mit dem roten Kittel, den alle zum Tode Verurteilten anhatten, die Hände aneinandergefesselt bei Tag und bei Nacht. Es sei eine unerträgliche Zeit gewesen. Nach Monaten sei plötzlich der Gefängnisdirektor in seine Zelle gekommen und habe ihm gesagt: »Grebe, der Führer hat Sie zu sieben Jahren Zuchthaus begnadigt.« Dann seien ihm die Fesseln abgenommen und der rote Rock sei ihm ausgezogen worden. Er habe sich so glücklich gefühlt, als wenn er im Himmel wäre. Maashänsler, der 1945 lebend das KZ Dachau verlassen konnte, und Grebe haben sich nach Kriegsende nicht lange über die wiedergewonnene Freiheit freuen können. Maashänsler starb an einem Herzschlag bei einem Gang zu einem Kranken, und auch Grebe ist verhältnismäßig früh verstorben.

Dem Tod zu entfliehen, gelang Pfarrer Ostermann aus Bochum-Linden. Ich weiß nicht, weshalb er verhaftet worden war. Er wurde nach Berlin zum Volksgerichtshof transportiert. Während der Zug auf dem Bahnhof in Lippstadt hielt, gelang es ihm, auf der Gegenseite des Bahnsteiges aus der Tür zu springen und zu entkommen; wahrscheinlich durch großes Wohlwollen des Polizeibeamten, der ihn nach Berlin bringen sollte. Er gelangte zu einem Bauernhof in der Nähe des Haarstranges, wurde dort von einem katholischen Bauern aufgenommen, ließ sich einen Bart wachsen und lebte auf dem Hof als »Onkel«. Freilich hat er dort jeden Tag zelebriert, und eines der Kinder des Bauern mußte regelmäßig vom nahen oder nicht allzu weit entfernten Pfarrhaus Hostien und Meßwein holen. Als ich das erfuhr, fuhr mir der Schreck in die Glieder. Es ging ja um das Leben von Pastor Ostermann und ebenso um das des Bauern, der ihn aufgenommen hatte. Man mußte befürchten, daß ein Kind irgendwo darüber redete, daß im Bauernhaus jeden Tag die Messe gefeiert wurde. Auch wenn das Kind aus dem Pfarrhaus kam, konnten andere Kinder es fragen, was es beim Pastor getan habe, was es denn dort geholt habe. Ich ließ durch den Ortspfarrer Pastor Ostermann warnen und ihm mitteilen, daß es besser und sicherer sei, wenn er das Zelebrieren im Bauernhaus unterließe. Pfarrer Ostermann hat mir diesen Rat sehr, sehr übel genommen. Noch nach dem Kriege, als er heil und gesund nach Hause zurückkehren konnte, bekam ich das zu hören.

Eine interessante Begebenheit ereignete sich noch gegen Ende des Krieges. Am 17. Januar 1945 hatte im Generalvikariat ein Bombensplitter bei einem Angriff einen Heizkörper durchschlagen. Es war damals schwer, jemanden für eine Reparatur zu bekommen. Ich stand in dem leeren Laden der Firma Leniger und wartete, daß jemand zur Bedienung kam. Kurz darauf betrat eine Dame in großem Pelzmantel das Geschäft. Sie trug auf dem Pelzmantel das Parteiabzeichen und grüßte sehr heftig mit dem Gruß »Heil Hitler«. Ich sah keinen Anlaß, den Gruß zu erwidern. Wir Geistliche haben uns durchweg gehütet, »Heil Hitler« zu sagen. Bald darauf kam aus dem Büro der Firma ein Soldat – er kannte mich nicht – auf mich zu und sagte: »Herr Pfarrer, Sie können sich darauf verlassen, der Krieg ist jetzt bald zu Ende. Wir Soldaten sind es leid. Die Soldaten schmeißen jetzt bald ihre Brocken weg.« Ich bekam einen Schrecken über die leichtsinnigen Äußerungen dieses Soldaten im Hinblick auf die Frau, die da mit dem Parteiabzeichen stand. Ich suchte ihn abzulenken und sagte: »Haben Sie ein wenig Urlaub?« Er darauf: »Urlaub? Ich saß in Polen mit in einem Kessel. Wir mußten dann mit zwei Lastwagen Kunstschätze für Himmler aus dem Kessel herausbringen, sonst säße ich dort noch drin.« Mein Schrecken wurde noch größer. Ich versuchte, erneut abzulenken und meinte: »Freuen Sie sich, daß Sie nun ein paar Tage mal in Ruhe hier in Paderborn sein können.« Da kam Frau Leniger in das Geschäft. Ich trug mein Anliegen vor, und sie versprach, einen Mann für die Reparatur unserer Heizung zu schicken. Am Nachmittag kam Frau Leniger ganz aufgeregt zu mir und erklärte, die Geheime Staatspolizei habe bei ihr angerufen und gefragt, wer der Soldat und wer der Geistliche gewesen seien, die bei ihnen morgens im Laden gewesen seien. Sie habe gesagt, es kämen so viele Leute in den Laden, sie könne es nicht sagen, wer im einzelnen dagewesen sei. Darauf habe sie zur Antwort bekommen, wenn sie bis 17 Uhr die beiden nicht gemeldet hätte, würde sie selbst abgeholt und käme in das KZ. Was sie nun machen solle? Ich habe ihr erklärt, daß sie meinen Namen ruhig nennen könne. Ich hätte keinerlei gefährliche Äußerungen getan, nur würde es mir sehr, sehr bitter sein, bei einem Prozeß gegen den Soldaten als Zeuge vernommen zu werden. Bei dem ginge es ohne jeden Zweifel um den Kopf. Frau Leniger hat daraufhin mit dem Soldaten gesprochen, und dieser ist voll Wut zur Geheimen Staatspolizei gelaufen, um sich dort zu rechtfertigen. Natürlich wurde er sofort eingesperrt, er ist jedoch glücklicherweise mit dem Leben davongekommen. Beim Einmarsch der Amerikaner wurde er aus der Haft befreit, und berichtete dem englischen Kommandanten diesen Vorfall. Er veranlaßte, daß die Frau inhaftiert und in ein englisches Konzentrationslager gebracht wurde. Sie hat dort einige Zeit verbracht und kam nach ihrer Freilassung vor ein deutsches Gericht. Ich wurde bei diesem Gericht als Zeuge vernommen. Der Vorsitzende des Gerichtes fragte, ob ich beweisen könne, daß die Frau den Soldaten angezeigt habe. Ich erwiderte darauf, das sei ganz sicher, weil außer Frau Leniger und mir niemand im Laden gewesen sei. Darauf erklärte der Vorsitzende des Gerichtes, die beschuldigte Frau gebe an, sie sei über die Aussagen des Soldaten so empört gewesen, daß sie gleich zur Kreisleitung gelaufen sei und dort erklärt habe, wenn die hohen Führer der Partei es so machten wie Himmler, brauche man sich nicht zu wundern, wenn die Soldaten nicht mehr kämpfen wollten! Von der Kreisleitung aus müßte dann wohl der Soldat angezeigt worden sein. Die Frau wurde freigesprochen. Es war damals natürlich kaum noch möglich, einen Zeugen der ehemaligen Kreisleitung aufzufinden. Gelogen hat die Frau ohne Zweifel.

Im Juni 1944, etwa 4 Wochen vor dem Attentat auf Hitler am 20. Juli, kam Freiherr

von Lünig zu mir, ehemaliger Oberpräsident in Düsseldorf. Ich kannte ihn bis dahin persönlich nicht. Er war schon früh zum Nationalsozialismus gestoßen. Die Hoffnung auf die Wiedererrichtung der Monarchie und militärische Größe werden ihn dazu geführt haben. Freiherr von Lünig war schon seit längerer Zeit nicht mehr Oberpräsident, sondern diente als Offizier in der Wehrmacht. Er stellte sich mir vor und fing an, fürchterlich auf Hitler zu schimpfen. Der Mann sei ein Verbrecher, aus purem Eigensinn habe er die ganze Stalingradarmee geopfert. Er, Lünig, sei vor der Katastrophe im Hauptquartier gewesen und habe den Generalstäblern an Hand einer Karte erklärt, daß es doch dringend notwendig sei, die Armee zurückzunehmen. Er habe auf die beiden Stellen hingewiesen, wo die Russen einen Durchbruch machen würden. Die ganze Armee sei verloren. Die Generalstäbler hätten die Schultern gezuckt und erklärt: »Wir sehen es alle kommen; der Führer ist nicht zu bewegen, die Armee zurückzunehmen und erklärt eigensinnig, die Armee solle bleiben, wo sie sei.« Die Judenmorde und die Hölle in den Konzentrationslagern sei etwas Entsetzliches. Ich könne mich darauf verlassen, daß jetzt bald irgend etwas passiere. Er sei zu mir gekommen, mich auf diesen Tag vorzubereiten. Sobald dieser Tag herangekommen sei, sei es notwendig, daß die Wehrmacht, die beiden christlichen Konfessionen und der gesunde Teil der Arbeiterschaft zusammenstünden, um das Chaos aufzufangen und eine neue Ordnung zu schaffen.

Ich habe von dem Besuch und der Unterredung niemandem etwas gesagt. Ich war mir bewußt, daß, wenn irgendwo die Angelegenheit in ein falsches Ohr käme, das Leben des Freiherrn von Lünig verwirkt sei. Nach dem mißglückten Attentat auf Hitler ist auch Freiherr von Lünig verhaftet und später auf grausame Weise gehängt worden. Ich hatte damals selbst einige Sorgen, weil mir bekannt war, in welcher Weise die Verhafteten gequält wurden, um Mitwisser bekanntzugeben. Und ich wußte auch, daß jeder, der von dem geplanten Anschlag auf Hitler etwas gehört hatte und nicht sofort Anzeige erstattet hatte, erschossen wurde. So ist es auch mit einem Sohn von Professor Max Planck geschehen.

Nach dem Krieg kam eine Baronin aus Rom zu mir, deren Mann in die Verschwörung verwickelt und hingerichtet worden war. Ihr hatte man ein dreijähriges und ein halbjähriges Kind weggenommen. Sie bat mich, doch in allen Kinderheimen und Waisenhäusern der Diözese anzufragen, ob damals zwei Kinder in dem genannten Alter eingeliefert worden seien, sie seien natürlich nicht mit ihrem richtigen Namen untergebracht worden. Die Anfrage in unserer Diözese verlief ohne Erfolg. Ob die Baronin ihre Kinder wiedergefunden hat, ist mir nicht bekannt.

Von den Priestern des Erzbistums Paderborn sind 12 Priester im KZ Dachau zu Tode gequält oder ermordet worden. Die ganze Zeit war geradezu apokalyptisch. Immer neue und immer neue Schreckensnachrichten kamen an mein Ohr. Unter dem 18. November 1944 finde ich eine Notiz, daß die Schwester Oberin des St.-Joseph-Stiftes in Dortmund und eine andere Schwester bei Fliegergefahr vor einem Stollen, in den sie hatten flüchten wollen, in der Panik zu Boden gestürzt und totgetreten worden seien. Nach einem Fliegerangriff auf Dortmund hatte ich dort eine Massenbeerdigung vorzunehmen. Auf einem Platz des Friedhofs waren etwa 400 Särge nebeneinander aufgestellt, die nach der Totenfeier in Massengräbern beigesetzt wurden. Ich hatte gehört, daß bei dem Fliegerangriff auch der Vater eines befreundeten Priesters ums Leben gekommen sei. Der Priester wohnte in dem durch den Fliegerangriff stark mitgenommenen Johannis-

hospital. Ich machte ihm dort einen Beileidsbesuch. Er erzählte mir, man hätte gesehen, wie sein Vater in den Keller eines Hauses geflüchtet sei. Nach dem Fliegerangriff war der Vater verschollen. Der Sohn ist dann zum Friedhof gegangen, hat die Sargdeckel der rund 400 Särge aufgehoben, um nach seinem Vater zu suchen; unter all den zerschmetterten Leichen war sein Vater nicht zu finden. Daraufhin ist er in den Keller des völlig zerstörten und ausgebrannten Hauses gekrochen. Die Hitze in dem Keller muß so unerhört gewesen sein, daß der Körper des Toten zu Asche zerfallen ist. Der Priester ging dann an die Fensterbank, brachte ein kleines Blechkästchen, in dem sich ein paar Knochenreste befanden und sagte mir, das sei das einzige, was er von seinem toten Vater gefunden habe! Diese Reste hat dann die Familie neben dem Grab der Mutter im Sauerland beigesetzt.

## STELLUNGNAHMEN

---

Abstraktion – Gewinn oder Verlust? – ein paar Fragen zu Wieland Schmieds Beitrag »Spiritualität in der Kunst des 20. Jahrhunderts.«<sup>1</sup>

Was ist Spiritualität? W. Schmied läßt sie in einem geistreichen, mit wohligen Worten gepolsterten Zwielficht. Sie erklären zu wollen, hält er weder dem Begriff nach, noch vor den Bildern (seiner Wahl) für besonders sinnvoll (S. 90). »Warum sie abgrenzen vom Religiösen, vom Numinosen, vom Mystischen, vom Meditativen und verwandten Regionen? Es schadet doch nichts, wenn sich diese Bereiche überschneiden und durchdringen. Sie säuberlich trennen und etikettieren zu wollen, hieße nur sie beschädigen. Mehr der Anschauung als den Definitionen der Lexika vertrauend, glaube ich das mit Spiritualität Gemeinte am ehesten mit den Namen der Künstler benennen zu können, deren Werk als je anderes Beispiel des Spirituellen ich zu evozieren suche« (S. 90).

Das Rezept klingt sehr einfach und menschbezogen. Aber was kommt heraus, wenn man es anwendet? Die Abstraktion in der Kunst unseres Jahrhunderts hat Wieland Schmieds bevorzugtes Interesse, und er vertritt dieses Anliegen eloquent, was verständlich und zu

bewundern ist. Aber seine Argumentation bedarf wegen ihrer Einseitigkeit ebenso wie auch wegen der Stelle, an der sie erschienen ist, einer Ergänzung aus anderer Sicht. Dies um so mehr, als W. Schmied mit keinem Wort auf die in der gleichen Zeitschrift vorangegangenen Beiträge ganz anderer Denkart eingeht. Statt miteinander wird hier ohne Bezugnahme parallel oder aneinander vorbei geredet. In Fachzeitschriften des Kunstmarktes oder auch in dem großen Buch zu der Berliner Katholikentag-Ausstellung gibt es ähnliche Theorien genug – aber ich frage, ob *Communio* nicht eine Plattform ist, auf der über solche Begriffe wie »Spiritualität« auch und gerade im Zusammenhang mit der Kunst etwas Ernsteres und Differenzierteres zu erwarten wäre.

Abstraktion bedeutet nicht notwendig Gewinn und Innerlichkeit, sondern kann auch Weltverlust sein und zur Nullformel und Verweigerung, zu einer »Suche nach absolut nichts« (Dali) werden. So etwas läßt sich leicht »Mystik« nennen; aber das von keiner anderen Instanz kontrollierbare Innere nach außen kehren kann auch heißen: Subjektives absolut setzen. Herrschaft der Beliebigkeit.

Ob »das Geistige in der Kunst« bei Kandinsky der Heilige Geist sein muß, bleibt offen.

---

1 In dieser Zeitschrift 1/83, S. 73ff.